

JESUS von Nazareth und Jesus der CHRISTUS

Vortrag von Pfarrerin i.R. Cornelia Kenke
Theologisches Forum Düren
19. Januar 2011

Gliederung

1. Jesus von Nazareth ist auferstanden
2. Wer war Jesus von Nazareth?
 - a) Die Leben-Jesu-Forschung
 - b) Die Jüdische Leben-Jesu-Forschung
 - c) Das Jesus-Buch von Joseph Ratzinger
 - d) Welches Selbstverständnis hatte Jesu
3. Das frühchristliche Dogma
4. Der Glaube an den Auferstandenen in unserer Zeit

1. Jesus v. Nazareth ist auferstanden

„Er ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“ Alle Autoren des Neuen Testaments sind sich in diesem Punkt einig.

Damals herrschte in Israel eine religiöse Aufbruchstimmung und der Messias wurde sehnsüchtig erwartet. Aber nirgends ist geweissagt, dass der kommende Messias von den Toten auferstehen wird.

Vom Messias wird ein Königreich erwartet, in dem alles neu sein wird: ein Friedensreich, in dem die Gerechtigkeit Gottes herrscht. Aber mit dem Kommen Jesu und mit seiner Auferstehung haben sich die politischen Verhältnisse überhaupt nicht verändert. Das ist einer der wichtigsten Argumente, warum Jesus für die Juden nicht der erwartete Messias sein kann. Denn messianische Erwartungen haben sich mit ihm nicht erfüllt.

In der Antike gab es Dutzende Gottheiten, die am dritten Tage wieder auferstanden sind: Isiris, Adonis, Dionysos.

Aber die Auferstehung von den Toten ist doch auch ein Phänomen, das dem jüdischen Glauben nicht fremd ist. Er ist zwar nicht mit dem Messias verbunden, aber der Glaube an die Auferstehung Jesu muss nicht der antiken Vorstellungswelt entnommen werden. So wird z.B. im ersten und zweiten Königsbuch von Totenerweckungen erzählt (1. Kön. 17,17; 2. Kön. 4,18; 2. Kön. 13,20).

Es wird von Elias Himmelfahrt berichtet und von Sauls Verklärung.

Das Ostererlebnis ist also durchaus als eine jüdische Glaubenserfahrung anzusehen. Dazu passt auch der biblische Befund, dass der auferstandene Jesus ausnahmslos Juden erschienen ist. Das Judentum kannte damals auch schon die allgemeine Auferstehungshoffnung. So heißt es bei Hosea: „... am dritten Tage wird ER uns auferstehen heißen.“ (Hosea 6,1) Und beim Propheten Hesekeil: „Ich will auch eure Gräber öffnen lassen ... ich will also meinen Geist in euch kommen lassen, dass ihr leben werdet.“ Oder bei Daniel: „... Du, Daniel, gehe hin, der Endzeit entgegen... Du darfst auferstehen am Ende der Tageund viele werden aufwachenzum ewigen Leben.“

Die Auferstehungshoffnung ist auch in die jüdischen Gebetsprache eingegangen: Im Morgengebet heißt es: „... ER, der die Schlafenden weckt und die Entschlafenen erweckt...“

Die Trennung von Leib und Seele ist dem Jüdischen Glauben allerdings fremd. Auferstehung ist die Rückkehr in eine gereinigte Welt, die Rückkehr ins Paradies. D.h. es geht um die Auferstehung des Leibes.

Der typisch jüdische Glaubenspluralismus lässt eine Vielfalt von Spekulationen zu, wann, wie und wo dieses Paradies entstehen wird.

Also: nach der Kreuzigung geschah nicht das Erwartete. Der Anbruch der Gottesherrschaft blieb aus. Die Jünger flohen. Aber dann geschah etwas, dass sie übereinstimmend „Auferstehung“ nannten.

Nirgends sind die Berichte der Evangelien so gleichlautend wie in der Passionsgeschichte. Die Berichte von den Begegnungen mit dem Auferstandenen sind dagegen völlig unterschiedlich. Das muss eigentlich auch so sein, denn echte religiöse Erfahrungen sind innere Geschehen und darum ganz individuell geprägt. Aber übereinstimmend bezeichnen sie diese sehr verschiedenen Erfahrungen: „Auferstehung“.

Wie die Auferstehung selbst vonstatten gegangen ist, wird nirgends geschildert.

Die ersten Zeugen der Auferstehung brechen nicht sofort in Jubel aus. Sie zweifeln, zögern, haben Angst.

Jesus feierte am Vorabend seines Prozesses mit seinen Jüngern das Passahmahl. In den Evangelien und bei Paulus wird übereinstimmend berichtet, dass Jesus die traditionellen Texte des Passahfestes mit seiner Person und seinem Geschick in Verbindung gesetzt hat. Die Passahhoffnung ist der Traum von der Erlösung, vom Sieg über den Tod.

Was immer die einzelnen Jünger bei der Begegnung mit dem Auferstandenen erfahren haben, sie haben es mit dieser Passahhoffnung in Verbindung gebracht:

Der Tod ist besiegt!

2. Wer war dieser Jesus von Nazareth?

a) Die Leben-Jesu-Forschung

Er hat in Palästina gelebt. Das bestreitet niemand. Geboren wurde er vor dem Tod des jüdischen Königs Herodes d. I. also kurz vor der Zeitenwende.

Sein öffentliches Auftreten geschah während der Regierungszeit von Pontius Pilatus, d.h. in den Jahren 26-36. Und er wurde um die Zeit des Passahfestes, vielleicht im Jahre 30, in Jerusalem gekreuzigt.

Mehr gesicherte historische Daten gibt es über ihn nicht. Aber dieser und kein anderer ist der Auferstandene. Und darum besteht natürlich ein großes Interesse, historisch Wahrscheinliches aus den Quellen zu rekonstruieren.

Es besteht zweifellos ein Unterschied zwischen dem, was die Evangelien über Jesus verkündigen und dem, was der historische Jesus gesagt und getan hat. Wie groß dieser Unterschied ist, bleibt eine offene Frage.

Das ganze Mittelalter hindurch galten die Evangelien als naturgetreue Beschreibung des Lebens Jesu.

Erst zu Beginn der Neuzeit begann man die Historizität der Schriften des NT anzuzweifeln. 1774 veröffentlichte Lessing die Schrift eines verstorbenen Prof. für orientalische Sprachen: Hermann Samuel Reimarus. Der stellte die Evangelien völlig in Frage.

Er akzeptierte als historisches Faktum nur, dass Jesus vom nahenden Himmelreich gepredigt hat und zur Buße gerufen hat. Raimarus postulierte sogar, dass die Jünger den Leichnam Jesu gestohlen hätten und nach 50 Tagen seine Auferstehung behaupteten. Knapp hundert Jahre später widersprach der Theologe David Friedrich Strauß dieser Betrugstheorie. Er prägte den Begriff des Mythos. Die Jünger hätten nicht bewusst betrogen. Sie wollten mit dem Mythos der Auferstehung die Idee von der Gottmenschlichkeit transportieren.

Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jhd. wurde ein großes Interesse am historischen Jesus wach. Dieses Interesse richtete sich hauptsächlich auf die jesuanische Ethik. Sie sollte zur Erneuerung der gesellschaftlichen Verhältnisse angewandt werden. Jesus wurde als Sozialrevolutionär entdeckt.

Albert Schweizer versuchte dann nachzuweisen, dass hinter all diesen Rekonstruktionen des Lebens Jesu nichts weiter steht als die ethischen Idealvorstellungen der jeweiligen Verfasser.

In der Mitte des 20. Jhds. formulierte die sog. dialektische Theologie: Es ist gar nicht entscheidend, was Jesus tatsächlich gesagt und getan hat. Wichtig ist alleine das Zeugnis des Glaubens an den Auferstandenen.

Hier ist in erster Linie Rudolf Bultmann und Karl Barth zu nennen. Die dialektische Theologie beruft sich dabei auf die Bibel selbst. Schon die beiden profiliertesten Theologen des Neuen Testaments, Paulus und Johannes, hätten kein Interesse am historischen Jesus gehabt.

Und das stimmt: Es ist ein Rätsel, warum Paulus in seinen Briefen kein einziges Jesuswort überliefert hat und keine einzige Wundertat erwähnt. Der älteste Brief des Apostel Paulus, der 1. Thessalonicherbrief, ist bereits 10 Jahre nach Jesu Tod geschrieben worden. Und weitere fünf Jahre früher ist Paulus in Jerusalem gewesen und hat mit Petrus und Jakobus, dem Bruder Jesu, gesprochen.

Es ist kaum zu glauben, dass bei diesem Zusammentreffen nicht darüber geredet worden sein soll, was Jesus gesagt oder getan hat.

Kaum zu glauben, dass Paulus nicht daran interessiert war, wer dieser Jesus von Nazareth wirklich war.

Mit der Befreiungstheologie der 80iger Jahre wurde dann doch wieder nach dem historischen Jesus gefragt. Jesus als Freund der Armen und Unterdrückten wurde theologisch bedeutsam. Als Kriterium für die Echtheit galt: was im jüdischen Kontext plausibel ist, dürfte historisch sein.

b) die Jüdische Leben-Jesu-Forschung

Bei dieser Fragestellung ist viel zu lernen von der neueren jüdischen Leben-Jesu-Forschung. Sie behauptet von sich selbst, einen unverstellten Blick auf die alten Traditionen zu haben. Es stehen keine dogmatischen Lehren im Wege. Der Jüdische Religionsforscher Pinkas Lapide stellt fest, dass die historisch-kritische Forschung der christlichen Theologie viel zu misstrauisch mit den biblischen Quellen umgeht. Zwar besitzen wir mit den Evangelien tatsächlich nur Glaubenszeugnisse auf der Folie des Auferstehungsglaubens, aber die biblischen Texte verraten doch noch sehr viel über diesen Menschen.

Jesus war ein typischer Vertreter seiner Zeit und seiner Religion. Die jüd. Leben-Jesu-Forschung zeichnet das Bild eines charismatischen Wanderrabbis, der seine Anhänger

faszinierte und seine Gegner verwirrte. Er redete inspirierend und wirkte Wunder. Aber dabei wich er nicht vom jüdischen Glauben ab.

Bei seinem Prozess wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass ihm keine Häresie nachgewiesen werden konnte.

Pinkas Lapidé versucht für alles, was Jesus in den synoptischen Evangelien sagt und tut jüdische Parallelen zu finden.

Einige wörtliche Übereinstimmungen finden sich in den Textes des berühmten Rabbi Hillel. Der lebte kurze Zeit vor Jesus. So wird vermutet, dass Jesus eine zeitlang der Hillel-Schule angehört hat.

Lapidé rekonstruiert sogar das Vaterunser Wort für Wort aus verschiedenen alttestamentarischen und rabbinischen Zitaten. Und er zieht daraus den Schluss:

Nicht Jesus wich vom Jüdischen Glauben ab, sondern erst die Christen, in dem sie von der Lehre Jesu abwichen.

Samuel Meyer hatte das schon im 19. Jhd. so formuliert: „Alles Gute in den Evangelien ist nicht neu, sondern stammt aus dem Judentum. Und alles Neue ist nicht gut.“

Aus jüdischer Sicht war Jesus ein bedeutender Mann, aber das Judentum kennt nicht den einen Lehrer, sondern die Kette der Lehrer, die sich auf einander beziehen. Da hinein gehört Jesus. Aber das Judentum ist auch, ohne jemals von Jesus gehört zu haben, eine vollgültige Religion.

c) Joseph Ratzingers Jesus-Buch

Ich möchte an dieser Stelle einen kurzen Blick auf das Jesus-Buch von Joseph Ratzinger werfen. Denn er bezieht sich mehrmals auf den jüdischen Rabbi Jakob Neusner. Er schreibt sogar, dass Neusner ihn erst zu seinem Buch angeregt habe, und zwar durch dessen Buch „Ein Rabbi spricht mit Jesus“.

Es gibt allerdings keine nennenswerte jüdische Reaktion auf das Papst-Buch.

Warum? Ratzinger lässt keinen Zweifel daran, dass das Christentum die Jüdische Religion in unvergleichlicher Weise überboten hat.

Ratzinger konstatiert zunächst, dass die Bibelwissenschaft nicht viel vom historischen Jesus übrig gelassen hat. Das bedeute aber eine dramatische Entwicklung für den Glauben. Die innere Freundschaft mit Jesus, auf die doch alles ankommt, drohe damit ins Leere zu laufen. Diese Entfremdung will Ratzinger mit seinem Buch aufhalten.

So sucht er nach Argumenten, warum die Evangelien doch sehr viel Historisches aufbewahrt haben, mehr als die historisch-kritische Forschung annimmt.

Er fragt z.B.: wo kamen in der frühen Jesus-Schar plötzlich die genialen schöpferischen Köpfe her, die sich eine so einzigartige Theologie ausgedacht haben. Viel wahrscheinlicher sei es, dass die neue heilsgeschichtliche Theologie schon von der Person Jesu selbst ausging. Jesus sprengte alle verfügbaren Kategorien und war nur vom Geheimnis Gottes her verstehbar.

In das Wesen der Gleichnisse Jesu sei das Mysterium des Kreuzes und der Auferstehung schon eingeschrieben.

Die Evangelien fügten keine eigene Theologie hinzu, sondern bemühten sich nur, die des Jesus von Nazareth, so gut sie konnten, zu tradieren.

Das Petrusbekenntnis: „Du bist der Sohn Gottes“, muss einen historischen Anhalt haben. Wo sollte es sonst herkommen. Niemand in der Jüngerschar hatte nach Ostern die spirituelle Kraft, sich so etwas auszudenken.

Jesus selbst nannte sich mit Vorliebe „Menschensohn“ und das war ein verstecktes Reden vom messianischen Menschen. Mit dem Titel Menschensohn hat er sein Ge-

heimnis gleichzeitig verborgen, und doch anderen immer mehr zugänglich gemacht. Sein Reden vom Menschensohn wurde immer anmaßender und hat das Judentum in seinen Grundfesten erschüttert. Jesus erregte schon zu seinen Lebzeiten Anstoß indem er sich mit Gott auf eine Stufe stellte. Dieses Einssein mit Gott lässt sich nicht mehr aus dem Jüdischen Glauben erklären. Die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn beinhaltet eine noch nie da gewesene neue Vision vom Einssein von Gott und Mensch. Deswegen nannte Jesus sich selbst auch Gottes Sohn.

Ratzinger kann nur zu solchen Aussagen kommen, weil er davon ausgeht, dass das Johannesevangelium historisch zuverlässig ist. Er verweist darauf, dass in der jüngsten Forschung von dem Neutestamentler Martin Hengel nachgewiesen worden sei, dass die Theologie des Johannes jesuanisch sei, ohne gnostische Einflüsse.

Die besondere Sprache des Johannes sei die Sprache der jüdischen Oberschicht in Jerusalem z. Zt. Jesu. Zudem habe Johannes exzellente Ortskenntnisse im Gegensatz zu den anderen Evangelisten.

Ratzinger sieht also keinen Grund, zu bezweifeln, dass der Verfasser des Johannesevangeliums jener Jünger Johannes war, den Jesus lieb hatte. Ratzinger nimmt an, dass Johannes zur Tempelaristokratie gehörte, also ein Tempeldiener war, der in seiner amtsfreien Zeit nach Hause fuhr, nach Galiläa, und dort dem Fischfang nachging. Hier schloss er sich der Jesus-Bewegung an.

Damit wäre das Johannesevangelium ein Augenzeugenbericht. Seine Logos- Theologie wäre ursprünglich von Jesus selbst.

„Am Anfang war das Wort... , der Logos. Und der Logos war bei Gott und Gott war der Logos. Alle Dinge sind durch denselben gemacht...Und der Logos ward Fleisch und wohnte unter uns...“

Das Johannesevangelium sei allerdings keine stenographische Nachschrift, sondern ein vom Heiligen Geist geführtes Erinnern. Es zeigt uns den, der Jesus wirklich war.

„...Ich bin das Licht.... Ich bin das Wort.... Ich bin der Weinstock.... Ich bin die Wahrheit.“ „Ich bin es!“

In der alttestamentarischen Geschichte vom Dornbusch gibt sich Gott den Namen: „Ich bin“. Jesus bezieht also diesen Gottesnamen auf sich selbst.

In ihm ist das Geheimnis des einen Gottes anwesend. Der Jünger Johannes bezeugt die Erkenntniseinheit zwischen Jesus und Gott.

„Ich und der Vater sind eins.“ „Wer mich sieht, sieht den Vater“.

Für Ratzinger ist mit diesem Jesus etwas noch nie Dagewesenes in die Welt gekommen. Er sei kulturell und religiös völlig unabhängig von jeder historischen Vorgeschichte. So sei die Messianität Jesu zwar im Judentum aufgeschienen, sie sei aber nicht mehr mit Kategorien der Jüdischen Religion erklärbar.

Ohne das Neue Testament wäre das Alte Testament gar nicht richtig verstehbar. Nur der Glaube an Jesus Christus bietet einen Schlüssel zum Verständnis.

Es ist gut zu verständlich, warum es keine jüdische Reaktion auf das Papst-Buch gegeben hat. Es wäre aus jüdischer Sicht deutlicher Widerspruch anzumelden gewesen. Aber wer will sich deswegen mit dem Papst anlegen?

Ist das Johannesevangelium wirklich als Werk eines Augenzeugen anzusehen? Zweifel sind angesagt.

Die drei anderen Evangelien, die sog. Synoptiker, benutzen deutlich erkennbar gleiche mündliche und schriftliche Überlieferungen. Sollte es möglich sein, dass ihnen ausgerechnet die schriftliche Überlieferung des einzigen Augenzeugen unbekannt geblieben ist? Denn im Johannesevangelium lassen sich zwar vielfältige Übereinstimmungen mit den synoptischen Evangelien erkennen. Aber bei Markus, Matthäus und Lukas finden sich nicht ein einziges Jesuswort aus dem Johannesevangelium.

Viel wahrscheinlicher ist also, dass das Johannesevangelium wirklich erst viel später als letztes Evangelium entstanden ist, wovon auch die meisten Bibelforscher nach wie vor ausgehen.

Jüdische Forscher sprechen übrigens gerade dem Johannesevangelium Ortskenntnisse ab. Er lasse auch keine genaue Kenntnis über die religiöse und politische Lage in Palästina z.Zt. Jesu erkennen.

Joseph Ratzinger spricht in seinem Buch häufig von historischer Plausibilität, wenn er Bibeltexte als historisch zuverlässig einstuft. Plausibler scheint mir zu sein, dass er ein allzu großes Interesse daran hat, die biblischen Quellen als weitgehend historisch einzustufen.

Warum, das betont er immer wieder selbst: Der Glaube an Jesus Christus, so wie ihn die Kirche bis heute ausgebildet hat, soll so wenig wie möglich angezweifelt werden können. Welches Argument wäre da stärker, als zu vermuten, kirchliche Dogmenbildungen gingen direkt auf den historischen Jesus zurück.

d) Welches Selbstverständnis hatte Jesus?

Leider müssen wir davon ausgehen, dass wir nicht einen einzigen authentischen Satz aus dem Munde Jesu haben. Bestenfalls liegt uns eine Übersetzung seiner Worte ins Griechische vor.

Das Griechische und das Hebräische haben aber eine völlig verschiedene Sprachphilosophie. Der wichtigste Unterschied liegt darin, dass in der Hebräischen Sprachwelt, alles mit allem verbunden ist und es keine abstrakten Begriffe gibt.

Dagegen ist die Welt nach griechischer Vorstellung aufgeteilt in zwei Hälften: Himmel und Erde, Gut und Böse, Geist und Fleisch. Und dieser Welt steht eine Welt der Ideen gegenüber.

Bei der Tradierung der Erinnerungen an Jesus muss es bei der Übersetzung vom Hebräischen ins Griechische zu Veränderungen und Verlusten gekommen sein.

Heißt das nun aber, dass aus den überlieferten Texten des Neuen Testaments keine verwertbaren Informationen zu finden sind, um die Frage zu beantworten: Was für ein Mensch war dieser Jesus von Nazareth?

Joseph Ratzinger stellt ja zu Recht fest: ein lebendiger Glaube will sich diesen Menschen vorstellen können, der einmal ganz lebendig unter Menschen gelebt hat.

Es taucht die Frage auf: wie wäre das gewesen, wenn ich ihm damals persönlich begegnet wäre? Und was würde er wohl sagen und tun, wenn er heute unter uns lebte?

Der evangelische Theologe Gerd Theissen wählt einen interessanten Ansatz, um dem historischen Jesus emotional näher zu kommen: Die zwischenmenschlichen Beziehungen sagen viel über einen Menschen aus. Und das Verhältnis zwischen den Menschen bleibt vielleicht nachhaltiger im Gedächtnis als das gesprochene Wort. Die Beschrei-

bung zwischenmenschlicher Beziehungen lässt sich vielleicht auch etwas problemloser in eine andere Sprache übersetzen.

Über Jesu menschliche Beziehungen sagen die Quellen viel aus. Er wird geschildert als einer, der eine faszinierende Anziehungskraft hatte, und gleichzeitig eine irritierende Wirkung auf Freund und Gegner. Auch über seine familiären Beziehungen wird einiges gesagt: dass sie nicht konfliktfrei waren. Jesus wählte sich seine Familie aus dem einfachen Volk, hinter der seine leiblichen Verwandten zurückstehen mussten. Eine angeborene Hierarchie lehnte er ab. Überhaupt wählte er bei all seinen Beziehungen die Begegnung auf Augenhöhe. Dazu gehörte auch, dass Frauen sich ihm gegenüber als gleichwertige Gesprächspartnerinnen fühlen durften.

Sein Verhältnis zu den Menschen war durch ein tiefes Mitleid geprägt. An Menschen, die keine Hilfe mehr zu erwarten hatten, konnte er nicht tatenlos vorbeigehen. Da musste dann oft auch ein Wunder her. D.h. es musste etwas geschehen, das über normale Erwartungen hinausging.

Er war einer, der erst handelte und dann redete. Er ließ seinen Taten Worte folgen. Er tat, was getan werden musste. Und im Nachhinein erklärte er, warum er so und nicht anders handeln konnte.

Das Auftreten von Wundertätern war zu seiner Zeit ein bekanntes Phänomen.

Die Wundertaten, die von Jesus erzählt werden, hatten aber ein ganz spezielles Merkmal: Seine Heilkraft baute auf die Mithilfe des Leidenden: Dein Glaube hat dir geholfen. D.h. Jesus betete nicht zu Gott, dieses Wunder zu wirken, sondern er befähigte den Hilfesuchenden, einen glaubenden Zugang zu Gott zu finden und damit zu seiner Heilung.

Krankheiten gab und gibt es zu jeder Zeit. Die Symptome einer Krankheit definiert aber jede Zeit und jede Gesellschaft anders und darum stellen sich Symptome oft auch in einer zeitgemäßen Form dar.

Damals galten Krankheiten als Werk der Dämonen, und sie wurden vielfach als Strafe Gottes angesehen. Also musste Jesus die Dämonen vertreiben. Das versuchten andere Heiler auch. Aber Jesus schenkte den Menschen zudem den Glauben an den Vater im Himmel, der nicht straft, sondern liebt.

Jesus war, was Beziehungen angeht, scheinbar ein Hochbegabter. Seine besondere Beziehungsfähigkeit wirkte sich auch auf seinen Gottesglauben aus. Man könnte es vielleicht so formulieren: er war ein ungewöhnlich gottbegabter Mensch. Durch seine Begabung, Nähe herzustellen, machte sich ihm Gott als der Vater bekannt.

Es war im Judentum nichts Neues, Gott als Vater zu bezeichnen. Aber Jesus benutzte diese Metapher, um die Grundbeziehung zwischen Gott und Mensch in einem Bild ausdrücken.

Anhand dieses Bildes können wir vielleicht doch etwas darüber aussagen, wie Jesus sich selbst verstanden hat.

Denn zu einem Vater gehören Kinder. Menschensohn soll er sich selber genannt haben. Solch eine Bezeichnung passt ganz genau zu einem so begnadeten Beziehungsmenschen. Denn damit nimmt er gleich nach zwei Seiten eine besondere Beziehung auf: zu den Menschen und zu Gott. Der Menschensohn ist der Mensch, der sich allen Menschen verwandtschaftlich verbunden weiß. Und der Menschensohn ist Geschöpf des himmlischen Vaters. In diesem Sinne hätte Jesus sich auch selber als Sohn Gottes bezeichnen können: jeder und jede darf die Gewissheit haben, ein Kind Gottes zu sein. Vielleicht hat diese Selbstbezeichnung Jesu auch schon messianische Qualität gehabt. Damit hätte Jesus den Messiasitel sozusagen demokratisiert. Alle Menschen haben

messianische Würde. Alle zusammen bilden in einer gleichberechtigten Gemeinschaft das messianische Volk Gottes.

Dazu passt eine Geschichte, die uns in den Evangelien überliefert wird: Die Jünger streiten sich, wer dereinst zur Rechten Gottes sitzen wird. Jesus beendet den Streit mit dem Satz: „Die ersten werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein....“

„Er sitzt zur Rechten Gottes,“ - so bekennen es die christlichen Kirchen im apostolischen Glaubensbekenntnis. Kaum vorstellbar, dass Jesus diese Inthronisation am Ende sich selbst vorbehalten hat.

Er ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.

Israel war erfüllt von eschatologischen Hoffnungen und in Galiläa war die Unruhe am größten: die Zeit war reif für das kommende Gottesreich.

Aber es kam nicht das Reich Gottes. Statt dessen geschah etwas völlig Unerwartetes: das Wunder der Auferstehung.

Durch wen kann diese überraschende Wendung ausgelöst worden sein, wenn nicht durch Jesus selbst. Muss die Erfahrung der Auferstehung nicht schon ihren Anfang genommen haben in der Beziehung zum lebendigen Jesus?

War die besondere Kraft Jesu, Beziehungen zu knüpfen, vielleicht so groß, dass sie über den Tod hinaus reicht?

Übereinstimmend wird Jesus in allen vier Evangelien als ein ganz besonders charismatischer Beziehungstäter geschildert. Und seine Beziehungstaten verstand er selbst als zeichenhaft. Zeichenhaft für die Liebe Gottes. So wird es in einem der schönsten Gleichnisse erzählt: Die Beziehung zwischen Gott und Mensch ist wie die Beziehung zu einem liebevollen Vater.

Liebe will Ewigkeit. Vielleicht will sie nicht nur Ewigkeit, vielleicht hat sie Ewigkeit. Kann es sein, dass sich in der Erfahrung der Auferstehung Jesu bewahrheitet hat, dass Liebesbeziehungen ewig sind? Und bewahrheitet sich die besondere Gottesbeziehung Jesu: Ja, Gott ist wie ein Vater. Ja, auf der Ebene einer liebenden Beziehung berühren sich Zeit und Ewigkeit.

Nach jüdischem Verständnis ist Gott keine Sache der Definition. Von Gott lässt sich nur in Bildern und Gleichnissen reden. Solche Sprachbilder zu schaffen, darin war Jesus scheinbar ein Meister.

Solche Sprachbilder beflügeln die Phantasie zu eigener Interpretation. Jeder findet seinen ganz individuellen Platz in diesen Bildern. In der Betrachtung dieser Bilder können je eigene Gotteserfahrungen reifen.

D.h. : Gott ist nicht Vater, er ist vergleichbar mit einem Vater. Und wir sind nicht Gottes Kinder, wir sind wie Gottes Kinder.

3. Das frühchristliche Dogma vom erhöhten Christus

Im Jahre 325 schließt das Konzil von Nicäa mit folgender Kompromissformulierung ab:

„Wir glauben an einen Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge; und an einen Herrn, Jesus Christus, den Sohn Gottes, aus dem Vater gezeugt, den Einziggeborenen, das heißt aus dem Wesen Gottes, Gott aus Gott, Licht vom Licht, wahrhaftigen Gott aus wahrhaftigem Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater, durch den alle Dinge geworden sind, sowohl die im Himmel als auch auf Erden; der um uns Menschen und um unseres Heiles willen herabgekommen und Fleisch geworden ist, Mensch geworden ist, gelitten hat und am dritten Tage auferstanden ist, aufgefahren in die Himmel, und kommen wird, um Lebende und Tote zu richten; und an den Heiligen Geist.“

Das ist definierende Sprache, die eigene Phantasien aussperren will und soll. Vielleicht sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, das Dokument von Nicäa bestand aus ganz und gar unjesuanischen Formulierungen.

Aber dieses Konzil war kein Einfall der damaligen christlichen Gemeinden gewesen. Kaiser Konstantin hatte sich in den Kopf gesetzt, das Christentum zu seiner Staatsreligion zu machen. Ausgerechnet das Christentum, deren Anhänger er bis dahin mit tödlicher Gewalt verfolgt hatte.

Konstantin wollte sein Weltreich auch religiös einen und dadurch stabilisieren.

So lud er im Jahre 325 alle christlichen Bischöfe nach Nicea ein. Er ließ sie eigens mit Staatskarossen abholen. Die Bischöfe sollten sich auf eine christliche Lehre verständigen. Auf welche, war dem Kaiser egal, nur Einigkeit wollte er unbedingt haben. Er selbst blieb religiös nach allen Seiten hin offen.

Es ging hauptsächlich darum, als wer der Auferstandene anzusehen ist.

Die christlichen Gemeinden waren damals weit verstreut und jede hatte ihre eigene Tradition entwickelt. Jede Gemeinde hatte ihr eigenes Taufbekenntnis.

Darüber wurde nach alter jüdischer Streitkultur heftig debattiert. Manche hielten Jesus für einen besonders weisen Mann, andere für einen Propheten, andere für einen Engel, wieder andere gaben ihm göttliche Attribute der verschiedensten Art. Drei Hoheitstitel hatten sich mehr oder weniger durchgesetzt: Jesus ist der Sohn Gottes, Jesus ist der Messias, Jesus ist der Herr.

Der zu dieser Zeit sehr bekannte Theologe Arius vertrat auf dem Konzil von Nicäa die extremste Position: Jesus war ein Mensch und auch nach seiner Kreuzigung erlangte er keine göttlichen Qualitäten.

Aber die Mehrheit der anwesenden Bischöfe einigte sich auf die Formulierung: Jesus Christus und Gott sind wesenseins. Und Jesus ist kein Geschöpf Gottes, sondern er ist der einzige Mensch, der von Gott gezeugt ist, und das schon vor aller Zeit. Dennoch wird betont, dass er ganz und gar Mensch war. In einem späteren Konzil wird das so formuliert: Er ist wahrer Mensch und wahrer Gott.

Diese Mehrheitsmeinung legte der Kaiser am Ende des Konzils eigenhändig jedem Bischof zur Unterschrift vor. Die wenigen Bischöfe, die es wagten die Unterschrift zu verweigern, wurden sofort aus der Kirche ausgeschlossen.

Auch Arius wurde ausgeschlossen, aber ausgerechnet von einem arianischen Bischof ließ sich Konstantin auf dem Totenbett taufen. D.h. er selber glaubte nicht an die Göttlichkeit Jesu.

Warum wohl wählte der Kaiser das Christentum als Staatsreligion, wenn er selbst gar nicht an Jesus Christus, den Sohn Gottes, glauben konnte?

Wahrscheinlich war der Grund ein Erbe der Missionstätigkeit des Paulus. Durch seine regen Missionsreisen hatte Paulus in fast jeder Region des röm. Reiches Gemeinden gegründet. Und diese Gemeinden hatten eine Ämterstruktur entwickelt. Und sie konnten mit Geld umgehen, denn sie verwalteten Spendengelder, die sie an ärmere Gemeinden schickten, oder von reicheren Gemeinden bekamen.

Damit boten die christlichen Gemeinden dem Kaiser eine flächendeckende Verwaltungsstruktur, die er für seine Zwecke nutzen konnte. Die religiösen Inhalte waren ihm dagegen nachrangig.

So machte Kaiser Konstantin das Christentum zu einer Weltreligion.

Damit war das Band zwischen Judentum und Christentum endgültig zerschnitten. Eine Entfremdung zwischen dem Judentum und der Christusbewegung hatte sich aber schon früher angebahnt.

Die Urgemeinde in Jerusalem blieb eine religiöse Gemeinschaft innerhalb des Judentums. Aber nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Ch. wurden fast alle Juden deportiert und die Spur der Jerusalemer Urgemeinde verliert sich. Ihre Tradition spiegelt sich kaum noch in den Evangelien wieder.

Die von Paulus gegründeten heidenchristlichen Gemeinden erlangten eine immer größere Bedeutung.

Die Sprache der Christen wurde das Griechische. Und die Glaubensinhalte wurden mehr und mehr in der Sprache und Vorstellungswelt der griechisch-hellenistischen Philosophie formuliert. Es entstand eine immer größere Entfremdung von den Jüdischen Ursprüngen.

Schon innerhalb des Neuen Testaments zeichnet sich diese Verschiebung von den jüdischen Ursprüngen hin zum Hellenistischen Denken ab.

Das Markusevangelium befindet sich noch weitgehend innerhalb der Jüdischen Vorstellungswelt. Jesus ist für Markus eine Gestalt der apokalyptischen Naherwartung. Erst nach seinem Leiden und seinem Tod wird Jesus von Gott erwählt und zu einem engelhaften Wesen erhöht. Jetzt kann er als Mittler zwischen Gott und Mensch auftreten. Seine Mission ist es, auf das Weltgericht vorzubereiten. All diese Gedanken bewegen sich noch innerhalb Jüdischer Vorstellungen.

Auch die beiden anderen synoptischen Evangelien erkennen in Jesus noch nicht den Sohn Gottes, der schon vor aller Zeit bei Gott war. Im Matthäus- und im Lukasevangelium ist Jesus mit Wunderkräften, Zeichenhandlungen und Machttaten ausgestattet, die ihm von Gott verliehen worden sind. Jesus ist der geweissagte Prophet, er ist der Gerechte Gottes, der nach seinem Leiden und Tod von Gott erhöht wird und verherrlicht als Christus und Herr der Welt.

Der Evangelist Johannes geht einen entscheidenden Schritt weiter. Für ihn hatte Jesus schon vor seiner Geburt als Logos eine überirdische Existenz. Er war das Wort, das Gott sprach, um die Welt zu erschaffen. Das entfaltet Johannes in seinem berühmten Prolog: „Im Anfang war der Logos...“.

Aber auch im ganzen Johannesevangelium deutet nichts darauf hin, dass Jesus Christus mit Gott wesenseins ist. Im Gegenteil, es wird betont, dass Christus bei Gott war. Er ist nicht in Gott und er ist auch nicht Gott selbst.

Eine ähnliche Vorstellung vertritt auch Paulus. Jesus ist der menschgewordene Logos, der schon vor seiner Geburt bei Gott war. Er ist von Gott vor allen anderen Geschöp-

fen erschaffen worden. Dieser Logos wird Fleisch. Paulus macht sich auch schon darüber Gedanken, wie dieser himmlische Christus zu jenem Mensch aus dem Geschlecht Davids werden konnte.

Und er löst dieses Problem nicht mit der Vorstellung, dass Jesus gleichzeitig ein himmlisches und ein irdisches Wesen ist. Es ist für ihn ein Akt der Verwandlung. Der Christus entäußert sich seiner himmlischen Natur und wird vorübergehend ein gewöhnlicher Mensch. Danach wird er wieder in den Himmel gehoben.

Im Sinne der Jüdischen Engellehre kann er als Mittler zwischen den Welten wandeln und sich verwandeln.

Es werden also schon im NT ganz verschiedene Vorstellungen vom nachösterlichen Christus tradiert.

Im Hebräerbrief stehen sogar ganz unterschiedliche Jesusbilder direkt und ganz friedlich nebeneinander. Das zeigt, wie wenig dogmatisch alle diese Glaubensbilder ursprünglich gemeint waren. Es sind Bilder, mit denen man versuchte, einer göttlichen Wahrheit so nah wie möglich zu kommen. Bilder sind aber nicht die Wahrheit selbst. Eins steht allerdings fest: im Neuen Testament wird Jesus nirgends als wahrer Gott bezeichnet.

Ein entscheidendes Ereignis musste dem Glauben an Jesus Christus eine neue Ausrichtung geben. Das heißt, es war das Ausbleiben eines Ereignisses: Die Wiederkunft Jesu. Das Reich Gottes brach nicht an!

Die Taufe sollte die Glaubenden ohne Schuld ins letzte Gericht gehen lassen.

Aber die Zeit verging, und man musste mit dem Problem fertig werden, dass der Glaubende nach der Taufe wieder schuldig wird. So entstanden neben der Taufe neue Rituale zur Sündenvergebung. Das Abendmahl wurde zu einem Ritual ständiger Beichte und Vergebung.

Und das Verhältnis Jesu zu Gott musste neu bestimmt werden. Der in den Himmel aufgefahrene Christus hatte nicht mehr nur die Funktion, zum Weltgericht wiederzukommen. Er musste eine neue Heilsfunktion bekommen für die lange Übergangszeit bis zum Endgericht. Damit bekam die Kirche selbst eine Heilsbedeutung. Und der Heilige Geist fand in der neuen Lehre von der Kirche seine Rolle. Er wurde Platzhalter Jesu Christi und Inspirator der Kirche.

Die entscheidende Wende im christlichen Glauben trat aber ein, als nicht mehr Jahwe, der Gott Israels, der Bezugspunkt war.

An seine Stelle trat der philosophische Gott der Griechen. Dieser Gott war als ein völlig transzendentes Wesen gedacht, so jenseitig, dass er nicht in diese Welt hineinwirken konnte. Wenn die Christen von Erlösung sprachen, konnte diese Erlösung also nicht direkt von Gott kommen.

Andererseits kann nur ein göttliches Wesen in die Ewigkeit hinüberretten. So wurde aus Jesus der göttliche Erlöser.

Damit vollzog sich in der nachapostolischen Zeit nach und nach der Übergang von der jüdischen Engelschristologie zur Vorstellung von der Gottheit Jesu Christi.

Jesus war am Ende nicht mehr der sich verwandelnde Grenzgänger zwischen den Welten. Er war selber Gott, der Mensch wurde, um die Menschheit zu erlösen.

Damit war ein unlösbares Problem geboren. Wie kann der eine unteilbare Gott in verschiedenen Rollen auftreten? Bis heute geht es um den Spagat, wie Gott Vater und

Sohn sein kann und doch der Eine bleibt. Und wie Jesus von Nazareth der göttliche Erlöser sein kann, und dabei doch ein Mensch bleibt.

Zur damaligen Zeit kam niemand an dem Gedankengut der Gnosis vorbei. Sie war eine eigene spätantike Religion. Wann und wo sie ihren Ausgangspunkt genommen hat, ist nicht mehr auszumachen. Sie traf aber so genau den Nerv der Zeit, dass sie alle anderen Kulturen durchdrang.

Die entscheidende Formulierung des Bekenntnisses von Nicäa stammt aus der Gnosis. Nämlich, dass Jesus nicht geschaffen wurde, sondern von Gott gezeugt ist. Deswegen sind Gott und Jesus wesenseins.

Im Bekenntnis von Nicäa werden auch gnostische Einflüsse abgewehrt, z. B. die Trennung von Leib und Seele. Es wird daran festgehalten, dass die Auferstehung fleischlich vorzustellen ist.

Es war aber wohl nicht möglich eine so bestimmende geistige Strömung völlig draußen vor zu lassen. Das gerade erst entstehende Christentum hätte sich sonst seiner Zeit außerhalb des Judentums gar nicht verständlich machen können.

4. Der Glaube an den Auferstandenen in unserer Zeit

Auch wir können nicht an den geistigen Strömungen unserer Zeit vorbei gehen. Unser Glaube ist über Jahrtausende hinweg von Generation zu Generation weitergegeben worden. Jede Generation und jeder und jede muss sich ihn immer wieder ganz individuell aneignen, damit er lebendig wird.

Wir haben die Freiheit die wunderbare Erfahrung der Jünger von der Erscheinung des Auferstandenen, in unsere heutige Vorstellungswelt zu übersetzen und sie uns mit den Mitteln unserer Sprache glaubhaft zu machen.

Mein Glaube muss wirklich mein Glaube sein, sonst trägt er nicht.

Was bedeutet also der Glaube an den Auferstandenen für mich ganz persönlich?

Das Leben dieses über die Maßen gottbegabten Menschen scheint am Kreuz gescheitert zu sein. Das ist schmerzhaft und traurig. Aber es stärkt meinen Lebensmut: mir muss nicht alles gelingen in meinem Leben. Vor allem, der Sinn meines Lebens hängt nicht vom Gelingen ab.

Das haben die Jünger Jesu nach seinem Tod eindrucksvoll bezeugt. Er ist auferstanden! Ich habe keine Erklärung dafür, was damals passiert ist, damit die Jünger zu dieser Überzeugung kamen. Aber ich brauche für meinen Glauben auch keine Definition dieses Phänomens. Ich bin allerdings davon überzeugt, dass der Auferstehungsglaube der Jünger nicht nur eine Metapher war, eine Metapher dafür dass die „Sache Jesu weitergeht“.

Den Jüngern ist etwas widerfahren, was so individuell war, dass es keine zwei gleichen Berichte darüber gibt. Aber genau das macht es mir so glaubhaft, weil echte religiöse Erfahrungen sind unverwechselbar eigentümlich.

Meine religiöse Erfahrung braucht mein unverwechselbares Ich, das einem unbeschreibbaren Du begegnet.

Für mich muss der Auferstandene keine göttlichen Attribute annehmen, um meinen Glauben zu wecken. Eher im Gegenteil.

Mein Weltbild ist naturwissenschaftlich geprägt. Darum kann ich nur schlecht an ein Endgericht und ein Himmelreich auf Erden glauben. Ich kann auch nicht glauben, dass es nach unserem irdischen Tod eine leibliche Auferstehung geben wird. Durch die Vorstellung, dass Gott den Tod eines Menschen brauchte, um seinen Heils willen zu offenbaren, verliert der Auferstehungsglaube für mich an Glaubwürdigkeit. Meine Hoffnung richtet sich auf einen Menschen, der auf dieser Erde gelebt hat, so wie ich; der aber viel gottbegabter war als ich. Ihm traue ich zu, dass er so außerordentlich beziehungsfähig war, dass er mit Gott in Verbindung war. Die Erfahrung der Auferstehung hat seine Jünger glauben gemacht, dass diese Verbindung über den Tod hinaus reicht. Solche Glaubensgewissheit hat mich, so lange ich denken kann, mit tiefer Sehnsucht angezogen. Diese Sehnsucht sucht die Nähe des Menschen Jesus von Nazareth, seine Menschlichkeit, seine Warmherzigkeit und seine Geschwisterlichkeit; - und seine Gottesbegabtheit. Er kann mit seinem Leben und mit seinem Tod die Gewissheit schenken, dass unsere Beziehungen der Liebe nicht im Tod verkommen. Müsste ich ihm einen Hoheitstitel geben, so wäre es die Bezeichnung, die er sich wahrscheinlich selber gegeben hat: der Menschensohn! Als Sohn ist er Gottes Geschöpf und als Mensch ist er unser Bruder. So hält er in seiner Person Gott und Mensch zusammen, auch über den Tod hinaus.

Literatur:

Karlheinz Deschner, Abermals krähte der Hahn, Stuttgart 1976
Karlheinz Deschner, Kriminalgeschichte des Christentums, Hamburg 1989
Martin Hengel, Die johanneische Frage. Ein Lösungsversuch, Tübingen 1993
Walter Homolka, Jesus von Nazareth, Berlin 2010
Klaus-Peter Jörns, Notwendige Abschiede, Gütersloh 2004
Helmut Köster, Einführung in das Neue Testament, Berlin 1980
Pinchas Lapide, Auferstehung, München 1986
Bernhard Lohse, Epochen der Dogmengeschichte, Stuttgart 1963
Jürgen Moltmann, Der gekreuzigte Gott, München 1972
Fabienne Pascaud, Apokalypse, Ein Film in 12 Folgen, ARTE 2008
Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth, Herderverlag 2006
Peter Seewald, Jesus Christus, München 2009
Gerd Theißen / Annette Merz, Der Historische Jesus, Göttingen 1996
Paul Tillich, Systematische Theologie Band III, Stuttgart 1962
Martin Werner, Die Entstehung des Christlichen Dogmas, Stuttgart, 1959

Cornelia Kenke
Zeppelinstraße 18
52351 Düren
kla.cor@t-online.de